

die Versuche einer gewissen Schule, die Jugend irre zu führen, strafbar, so sei doch die Masse der Nation, der Adel, Bürger und Bauer, besonnen, ruhig und treu, übrigens mißvergünstigt, denn ihnen haben die Regierungen zwar Vieles versprochen, aber noch wenig gehalten. Lobenswerther sei das Betragen der süddeutschen Regierungen; die preussische, am raschesten im Zusage, sei im Erfüllen ganz erstarrt. — Der Kaiser tadelte diese Anthätigkeit, versprach, sich darüber gegen den König zu äußern, sagte, man müsse die liberalen Ideen in das Leben bringen, aber sich an die Spitze der Frage stellen und auch für die Aufrechthaltung des Ansehns der Regenten sorgen. Hiergegen hatte Stein nichts einzuwenden; er war damit einverstanden, daß gegen die Volksverderber die bestehenden Gesetze mit Nachdruck angewendet würden, hielt es jedoch für ungleich wichtiger, daß die Regierungen ihren Verpflichtungen nachkämen und dadurch die gerechte Unzufriedenheit in ihrer Quelle verschlössen.“ Höchst schmerzlich war es ihm, die Mißachtung gegen Preußen zu bemerken, welche die fremden Staatsmänner aussprachen. Dem Staatskanzler Hardenberg maß er selbst große Schuld bei, und es ist bezeichnend für Steins durchaus sittliche Auffassung der Dinge, wenn er sagt: „Zu diesem Allem kam die scandalöse Erscheinung vor den Augen des versammelten Europa, der durch die Stufenleiter des Theaters, des Maitreffenlebens, zur Fürstin vorgerückten, unbeholfenen, unangenehmen Frau des Staatskanzlers, und dessen Unverschämtheit, den jungen Thronerben zu einem feierlichen Gastmahle zu bitten, wo diese Person repräsentirte.“ Aber Stein's Liebe zum König blieb ungetrübt. Als er von einer vertrauten Conferenz des Königs und der beiden Kaiser heraustrat, wendete er sich zum Geh.-Leg.-Rath Eichhorn mit den Worten: „Sie wissen, wie viel ich auf den Kaiser Alexander halte; aber Friedrich Wilhelm ist doch der erste und beste von allen, der ist ganz wahr und treu und ehrlich.“

Im November kehrte Stein, nach einem kurzen Aufenthalt in Nassau, nach Frankfurt zurück.

Achtes Capitel.

Stein in den Jahren der mächtig werdenden Reaction.

Im Sommer 1819 ward die Domäne Rappenberg in Westphalen, welche Stein erworben hatte, ihm übergeben. Er befand sich noch dort mit der neuen Einrichtung beschäftigt, als ihm die heftige Erkrankung seiner Frau gemeldet ward. Er kam noch zur rechten Stunde in Nassau an, um Abschied zu nehmen und Zeuge ihrer letzten Augenblicke zu sein. Sie starb am 15. September, wie Stein schrieb, mit der Ruhe und dem innern Frieden, den frommes Vertrauen auf unsern göttlichen Erlöser und das Bewußtsein gewähren eines der Erfüllung der Pflicht mit zarter Gewissenhaftigkeit geweihten Lebens. Sie war in ihrem 47. Jahre. Sechszwanzig Jahre hatte der Ehebund gedauert. Stein drängte der Schmerz, ihr Bild zu entwerfen. Er beginnt mit dem Worte des Apostels: „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“ „Der Inhalt ihres ganzen Lebens“, sagt er, „war Glaube, der durch die Liebe thätig ist; aus diesem entsprangen die Tugenden, die die Berewigte zierten: Seelen-Adel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urtheils; — sie sprachen sich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus, und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen. Besaß sie gleich in ihrer Jugend eine ausgezeichnet edle, schöne Gestalt, und lebte sie in den Zerstreungen der großen Welt, so gab sie doch nie auch das leiseste Gehör den Verführungen der Eitelkeit und Gefallsucht, sondern war immer die fromme, zarte, treue Tochter, Schwester und Gattin, in gleicher Reinheit und Anspruchslosigkeit. Die Richtung ihres ganzen Wesens ging

auf Häuslichkeit, Familien-Leben, Geselligkeit, Ruhe: sie zu genießen, ward ihr aber von der Vorsehung nicht beschieden. Gattin eines Gemahls, dessen Leben der Sturm der Zeit heftig ergriffen hatte, wurden ihre auf jenen Genuß gerichtete Wünsche und Erwartungen zerstört, so wie sie sich günstig zu gestalten den Anschein hatten, und ihr ganzes Leben war daher eine Reihe von Entbehrungen, Anstrengungen, Aufopferungen." Nachdem dann ihr äußerer Lebensgang erzählt worden ist, schließt Stein: „Selbstsüchtig, oder gleichgültig gegen das Gebot der Pflicht, die Stimme des Gewissens, hätte sie ihr Schicksal von dem des Gatten trennen, oder hätte sie ihm in den verschiedenen Kreisen, die sie mit ihm durchlebte, zu nichtswürdiger Nachgiebigkeit oder zu feiger Vermeidung neuer Gefahren rathen können. Sie blieb aber immer der Pflicht getreu, vertrauend auf Gott und den von ihr in den Zeiten des Unglücks gewählten und auf einem ihrer Ringe eingegrabenen Denkspruch befolgend:

Dulden und Entbehren.

„Sie hat einen guten Kampf gekämpft, sie hat den Lauf vollendet, sie hat den Glauben gehalten. 2. Tim. 4, 7.“

Seinem geistlichen Freunde, dem Pfarrer Stein in Frankfurt, der ihm sein Beileid bezeugte, schrieb er: „Freilich steht Der trostlos am Grabe, das seine Geliebte umschließt, der nicht an Unsterblichkeit glaubt. Dank meinen frommen Eltern, und besonders meiner vortrefflichen Mutter, deren Andenken noch immer in der hiesigen Umgegend segensvoll, auch bei ihren entfernter wohnenden Freunden hochgeehrt lebt, ward mir frühe Achtung und Liebe für die Lehren und das Leben unseres Heilands eingeflößt; haben gleich Leidenschaften, Zerstreungen, Ueberladung von Geschäften diese Gesinnungen öfters verdunkelt, bisweilen vergessen machen, so blieb ihr Keim, nie ward er durch Verachtung oder Spott unterdrückt, und er erwachte und entwickelte sich wieder im Leiden und in den trüben Stunden, die den Abend meines Lebens begleiteten. — Der Tod der liebevollen Mutter und treuen Gattin, die meine Kinder und ich

beweinen, hatte uns Alle tief gebeugt. An sie schloß sich unser ganzes häusliches Leben, auf sie bezog es sich, von ihr ging es aus, mit ihr verliert es Haltung, Festigkeit; denn wer vermag denen Töchtern die sorgfältige, verständige, treue Mutter zu ersetzen, und doch bedürfen beide sie so sehr, Henriette einer sanften, theilnehmenden, zarten Freundin, Theresie einer weisen, liebenden und leitenden Mutter; arme Theresie, im 16. Jahre mutterlos! — Und doch erkenne ich und bete ich in diesem Todesfall die Hand der Vorsehung an; diese wollte die Verkürzte abrufen, alle Umstände mußten sich unaufhaltsam und unabänderlich so gestalten, daß sie in unseren engen Thälern während der brennenden Hitze, während des hier überall sich entwickelnden Krankheitsstoffes festgehalten wurde, nicht die reinere, gesündere Luft ihres anderen Landsitzes einathmen konnte, wo man von Epidemien nichts wußte.

„Auch dürfen wir hoffen, wieder mit ihr vereinigt zu werden, versichert diese Wiedervereinigung doch Jesus seinen Jüngern: warum dürften wir sie nicht hoffen? Die Liebe stirbt nicht, wie sollte sie aber leben ohne Wiedervereinigung!“

Die Töchter schlossen sich nun noch inniger an den Vater an. Die Krankheit der älteren gab im Jahre 1820 die äußere Veranlassung, daß der Plan einer Reise in die Schweiz, wohin sich Stein seit seinem Aufenthalt am Oberrhein 1813 gesehnt hatte und wohin seine Frau gern mit ihm gezogen wäre, wieder aufgenommen ward. Stein ward in der Freude, seinen Kindern die Schönheiten des Landes zu zeigen, wieder jung. In Basel, Bern, Lausanne, Genf — überall traf er mit den bedeutendsten Menschen zusammen. Als der Arzt in Genf rieth, seiner Tochter wegen nach Stalien zu reisen und in Rom einen Winter zu bleiben, so setzten sie ihren Weg durch das Wallis und über den Simplon nach Mailand fort. Nachdem er sich hier und in Florenz aufgehalten, fuhr er gegen Mitte Decembers durch die Porta del Popolo in Rom ein. Hier suchte er den Aufenthalt zu Gunsten seiner Sammlung deutscher Geschichtsquellen auszubenten. Er traf hier treffliche Männer. An Bunsen

hatte die Stein'sche Familie einen ausgezeichneten Erklärer der Sehenswürdigkeiten; Restner begleitete sie nach Albano und dessen Umgebungen. Niebuhr, der zu seiner freudigen Ueberraschung bei Stein kindliche Milde statt der früheren Heftigkeit fand, schloß mit ihm neue, innige Freundschaft, und Stein fand in Niebuhr's ausgebreitetem politischen und gelehrten Wissen und Beobachtung eine immer neue Anregung. Auch seines protestantischen Bekenntnisses vergaß Stein in der Stadt des Papstes nicht. Er nahm sonntäglich am Gottesdienste in der preussischen Gesandtschaftskapelle Theil. Eines Sonnabends, berichtet Persz, war er mit Bunsen zugleich zur Vorbereitung auf das Abendmahl in der Kapelle. Darauf traten sie zu Niebuhr ein. Es war Stein nicht recht, daß Niebuhr nicht Theil nahm; er fragte ihn: „Herr Staatsrath, warum nehmen Sie nicht auch Theil?“ Niebuhr erwiderte: „Ich habe in den letzten Wochen so viel traurige und aufregende Briefe aus Berlin erhalten, daß ich gar nicht in der Stimmung bin; man soll mit seinen Feinden versöhnt zum Abendmahl gehen, und das kann ich nicht.“ Stein: „Ach was! das Evangelium befiehlt, man soll seinen Feind nicht hassen.“ Niebuhr versetzte: „Aber hegen G. G. keinen Haß gegen den G. M. —?“ Stein: „Haß? nein! aber wenn ich ihm auf der Straße begegnete, würde ich ihm ins Angesicht speien.“ Seine Liebe sollte mit männlichem Zornmuth gegen alle Schlechtigkeit verbunden bleiben. Von Rom aus machte Stein auf dringendes Bitten seiner ältesten Tochter einen Ausflug nach Neapel, dann ging es über Florenz, Venedig, München, Würzburg, wo er den Kronprinzen von Bayern besuchte und ihm einen Abriss seines Lebens versprach, zurück. Im Juni 1821 kam er in Frankfurt wieder an.

Im folgenden Jahre reiste er nach Schlessien. Er sah das von ihm so hoch verehrte fürstliche Paar, den Prinzen und die Prinzessin Wilhelm, in ihrem schönen Landsitz Fischbach. Er besuchte Wilhelm von Humboldt, die Gräfin Reden, Gneisenau, bei dem er Clausewitz fand — und nach dem erneuten Umgang mit solchen Freunden kehrte er sehr vergnügt nach Rappenberg zurück.

Im Sommer 1823 machte er eine kurze Badereise nach Pyrmont. Im folgenden Winter finden wir den sechsundsiebzehnjährigen Greis in Frankfurt a. M., im Verkehr mit politisch bedeutenden Männern der Stadt und Umgebung, beschäftigt mit der Sorge für die Herausgabe der Quellschriftsteller deutscher Geschichte, im Briefwechsel mit Freunden, von dem Bundestag und der Stellung Preußens in demselben wenig erbaut. Ende April 1824 ging er nach Nassau und fortan wechselte sein Aufenthalt nur mit geringen Unterbrechungen zwischen Nassau und Rappenberg. Den Sommer pflegte er in Nassau zuzubringen, im Herbst in Rappenberg einzukehren. Nassau war die Wohnung seiner Väter. Die Nähe von Ems, dessen Bäder er gern gebrauchte, zog an und brachte ihn in Verkehr mit vielen bedeutenden und merkwürdigen Fremden. Aber die Unruhe, die ihm viel Besuch brachte, die Unannehmlichkeit, Menschen zu begegnen, die er lieber mied, konnte ihm zuletzt den Aufenthalt in dem schönen Lahnthal etwas verleiden. Gagner, der ihn gewöhnlich in Nassau besuchte und fortwährend Briefe wechselte, in welchen die politischen Neuigkeiten lebhaft besprochen wurden, warf ihm seine Abneigung gegen Nassau vor. Stein erwiderte: „Sie beruht 1) auf dem täglich sich erneuernden schmerzlichen Gefühl des Verlustes meiner Freiheit, der Abhängigkeit von einer durchgreifenden, — — neckenden Regierung und einem dünkelsvollen, willkürlichen Beamtenheer, dem ich auf jedem Schritt und Tritt begegne; 2) auf der verkehrten, beengten Lage meines Hauses und Gartens, zwischen dem Städtchen und der Chaussee, daher Beschränkung aller Anlagen . . .; 3) die Nähe von Ems ist wegen der dorthin kommenden Herrschaften oft sehr lästig, so manche Vortheile diese Nachbarschaft auch in manchen Beziehungen hat; 4) hierzu kommt, daß ich an Westphalen durch ständische Verhältnisse gebunden bin, hier also ein politisches Interesse besteht,“ das im Nassauischen durchaus fehlt.“

Im Juli 1824 ging er nach Rappenberg, um auch den Winter dort zuzubringen. Hier wohnte er mitten in ausge-

dehnten Wäldern einsam, aber in brieflichem und persönlichem Verkehr mit Freunden und in Verhältnissen, die ihn zu einer politischen Thätigkeit aufmunterten. In diesen Winter fällt die Verlobung seiner ältesten Tochter Henriette mit dem bayerischen Grafen Biech auf Thurnau, in welcher er „mit tief gerührtem, dankbarem Herzen die väterlich leitende Hand der Vorsehung“ fand. Im nächsten Sommer sah er in Gms und Nassau den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Preußen, sowie seine Freunde Graf Rotschubey und Capodistria. Im October ward Hochzeit in Nassau gefeiert. Er kehrte dann nach Rappenberg zurück. Da traf ihn bald ein Verlust. Der Kaiser Alexander starb am 1. December zu Taganrog am Asow'schen Meer, wohin er sich mit der Kaiserin Elisabeth zur Herstellung ihrer Gesundheit begeben hatte. Die Nachricht kam nach Rappenberg durch den Oberförster Pood, der sie zufällig in Werne gehört hatte, ward aber von Stein nicht geglaubt. Abends traf ein Brief vom russischen Gesandten in Berlin ein. Als der Oberförster auf Stein's Befehl eintrat, fand er den Herrn am Fenster stehend, einen Brief in der Hand und laut weinend. Als er sich etwas gefaßt hatte, sprach er unter Thränen: „Leider, leider, hat der Herr in Werne recht gehabt! Er ist nicht mehr, der vortreffliche Kaiser. Hier erhalte ich soeben ein Schreiben des russischen Gesandten in Berlin, worin er mir diesen großen und beklagenswerthen Trauerfall anzeigt. Ich habe viel an ihm verloren; er war mein Freund und wir haben in beiden Feldzügen 1813 und 1814 immer zusammen überlegt und berathen. Alle meine Freunde sterben um mich weg, und so steht man endlich ganz allein da!“ Er war sehr betrübt und drückte in den Briefen seinen großen Schmerz aus.

„Welche Meinung man auch über das System der heiligen Allianz annehme“, schrieb er an Austetten in Frankfurt, „so muß man darinnen übereinstimmen, daß sie auf einem religiösen, wohlthätigen und die öffentliche Ordnung erhaltenden Grundsatz beruhet, und daß wir ihr eine Reihe Jahre wiederherstellender und nöthiger Ruhe verdanken, Vortheile, welche Alles

aufwiegen, was in der Anwendung Uebertriebenes und Irriges gewesen sein kann. Ich fürchte sehr, daß der Tod dieses großen Fürsten, wie der Friedrich's, ein Zeitpunkt neuer Erschütterungen sei und dieses unglückliche Europa und besonders mein armes Vaterland nochmals der Schauplatz von Stürmen und Krieg werde.“ Und an Graf Rotschubey: „Ich glaubte nicht, daß er mir in das Grab vorausgehen würde, der sich als mein edler, beständiger, nachsichtiger Beschützer gezeigt hat und dem ich die Wiederherstellung meines bürgerlichen Daseins verdanke. Wir sahen ihn so hochherzig und stark den Kampf mit dem bewaffneten Europa aushalten, im Vertrauen auf Gott, stark in der Reinheit seiner Absichten die Befreiung der gebildeten Welt von ihrem Unterdrücker unternehmen, sie beendigen nach großen blutigen Anstrengungen, trotz der durch die Berechnungen einer kalten Politik geschaffenen Schwierigkeiten, denen er eine vollkommene Entäußerung seiner Persönlichkeit und die edelste Großmuth entgegensetzte.“

Im folgenden Sommer befindet sich Stein wieder in Nassau in regem geselligen Verkehr. Ein Vorfall dieser Tage zeigte ihn wieder in seinem ganzen sittlichen Zornmuth. In Petersburg waren in Folge der Verschwörungen gegen Nicolaus viele Männer verdächtig geworden. Zu diesen gehörte der Staatssecretär Nicolaus Turgenieff, welcher seine Unzufriedenheit mit manchen Einrichtungen, insbesondere der Leibeigenschaft, wenig verhehlt und unvorsichtiger gesprochen hatte, als rathsam war in dem Lande des politischen Schweigens, dessen magna charta — nach der Aeußerung seiner Großen gegen Graf Münster — der Fürstenmord sein soll! Turgenieff, zur Zeit der Empörung auf einer Erholungsreise nach Frankreich und England abwesend, war zu wohl mit der Rechtspflege seines Vaterlandes bekannt, um auf die Anklage ohne Weiteres nach Rußland zurückzukehren, und ward ungehört, ohne alle Beweisstücke, auf ungefähre Angaben hin zum Tode verurtheilt. Mitglied des Gerichtshofes war Graf Goloffin, der, durch seine fehlgeschlagene Gesandt-

schaft nach Japan 1805 bekannt, zuletzt über 80 Jahre alt als Oberceremonienmeister in St. Petersburg gestorben ist. Goloffkin gestand, daß er die Acten nicht geprüft, ja kaum habe lesen können, da er nicht genug Russisch wisse, besonders mit der Gerichtssprache gar nicht bekannt sei; aber weil seine Collegen für den Tod gestimmt, habe er es auch gethan. Späterhin ward fast Jedermann von Turgenieff's Unschuld überzeugt, dieser erbot sich, in St. Petersburg zu erscheinen, aber der Kaiser schlug sein Gesuch ab. Stein hatte aus den Jahren 1813—15 Theilnahme für ihn; er kannte ihn als Hypochonder, frondirend, aber gut, wohlwollend, und schrieb sein Benehmen einer Geistesabwesenheit, der Verführung abstracten Ideen zu, welche weit führen, wenn man sie nicht durch die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit und durch Berufung auf den gesunden Menschenverstand bekämpft. War Turgenieff unschuldig, so, meinte Stein, mußte er sich stellen.

Als nun Goloffkin, als alter Bekannter von 1812 her, in Nassau erschien, setzte Stein ihn sogleich zur Rede und fragte, ob es wahr sei, was man von ihm sagte. Goloffkin leugnete es nicht, wollte jedoch scherzend darüber hinweggehen. Aber Stein hielt ihn fest und drang schneidend auf ihn ein: er solle sagen, ob Turgenieff schuldig gewesen sei. Goloffkin meinte: eigentlich wohl nicht, nur ein Mißvergünsteter, aber kein Verbrecher. Darauf fragte Stein: wie es mit den Acten gewesen? Die waren russisch, versetzte Goloffkin, und Sie wissen wohl, lieber Baron, wir im Auslande französisch erzogene russische Herren . . . Genug! rief Stein, und Sie verurtheilten ihn doch zum Tode? — Mein Gott, versetzte Goloffkin beschämt und verlegen, wir nehmen es damit nicht so genau, wir wußten ja alle, daß der Mann im Auslande und sicher sei. — Als Stein das hörte, machte er ein finsternes Gesicht, stand auf und sagte mit eifriger, verachtender Kälte: Pfui, Herr Graf, pfui, pfui, Herr Graf! Dann ging er, ohne weiter mit ihm zu reden, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab, als wäre er allein, oder wolle nur abwarten, allein zu sein. Der Ein-

tritt eines Hausgenossen gab dem Grafen den gewünschten Anlaß, ohne Abschied aus der Thür zu gehen.

Ein junger Frankfurter, der harmlos dem ganzen Vorfalle beigewohnt hatte, bekannte, es sei der peinlichste Auftritt, den er je erlebt, und er habe dabei für Stein eine wahrhaft heilige Ehrfurcht gefühlt.

Wir stellen neben diesen Auftritt aus dem Sommerleben in Nassau den erquicklichen Bericht, den der Legationsrath von Armin, als Jüngling einst um des Vaterlandes willen in Ketten geworfen, Stein auf seiner Schweizerreise auf's Neue lieb geworden, von einem Besuche bei ihm erstattet hat.

„Ich fuhr“, erzählt er, „den 8. August (1827) ziemlich früh dahin, weil ich zu Mittag wieder zurück wollte, meldete mich gleich im Schlosse und alsobald erschien Graf Giech, ein junger, schöner, kräftiger Mann, der mich äußerst freundlich mit den Worten empfing: „Mein Schwiegervater ist noch im Bade, er wird aber bald fertig sein, und sich sehr freuen, Sie wiederzusehen,“ — und unter heiterem Gespräch führte er mich einstellweilen umher, um mir die Neubauten und Anlagen zu zeigen, bis ein Diener ihm meldete, daß Se. Excellenz mich auf seinem Arbeitszimmer im Thurme erwarte, wohin mich der Graf Giech nun geleitete, aber beim Eintritt in dies für mich sehr merkwürdige, auch hier des Herrn von Stein eigenthümlichen Charakter bezeichnende Zimmerchen verließ.

„Welch ein herzlicher Empfang! und nun wurde gleich nach den Bekannten in der Schweiz gefragt, über eine Menge von Dingen Bericht verlangt; es war unglaublich, was er alles gelesen, und wie er auf alles Beachtenswerthe in der Nähe und in der Ferne seine Aufmerksamkeit gerichtet und gründlich das Für und Wider bei sich und im beständigen Verkehr und Gedankenaustausche mit andern unterrichteten und erfahrenen Männern erörtert und erwogen hatte.

„Es wurden viele Besuche angemeldet, doch nur einige von ihm selbst angenommen, und bald wieder entlassen: „ich bin kein Wunderthier und auch kein Gastwirth für die vielen Bade-

gäste in Gms und ähnliche Leute; alte gute Freunde und unterrichtete Personen, von denen man etwas lernen kann, die sind mir immer willkommen und angenehm." — Wie ich ihn schon früher in sehr trüben Tagen und dann 1814 in Paris und 1815 in Wien und Paris gesehen hatte, so stand er auch jetzt den vornehmsten, stolzesten Russen und Engländern ic. mit einer ihm angeborenen und jenen imponirenden ganz eigenen Würde gegenüber; und doch ganz einfach und natürlich, ungesucht und keinen verlegend. — Es war Mittag geworden, ich wollte mich auch empfehlen; „wo denken Sie hin? Sie essen mit uns, wir werden allein sein und können da ungestört noch über Manches sprechen; und den Magen werden Sie sich auch nicht überladen." — Nun führte er mich noch vorher in seine Bibliothek, zeigte mir das Bemerkenswertheste, bis wir zu Tisch gerufen wurden, wo nur Graf Giech und seine Gemahlin und Fräulein Therese, von welchen ich freundlichst willkommen geheißen wurde, zugegen waren. Es war ein gutes genügendes Mahl, guter Wein, aber keinerlei Ueberladung; Alles sehr anständig, doch ohne Prunk und unnützen Ueberfluß; auch kein störender Bediententrog; die Unterhaltung recht heiter und durch die Bemerkungen des Ministers und des Grafen und der Frau Gräfin Giech, — deren glückliche Ehe an ihren und des Vaters und der Schwester Gesichtszügen deutlich zu lesen war, — sehr anziehend und belehrend. — Bei Erwähnung mancher einzelnen Umstände in den frühern Erlebnissen hielt ich ihm zuweilen ziemlich lebendig die Widerpart: „woher wollen Sie das besser wissen?" — fuhr er rasch heraus; ich gab Antwort; er besann sich etwas: „nun! Sie können doch recht haben, Sie haben ein gutes Gedächtniß, ich werde mir das notiren; da hört ihr's, wendete er sich zu den Uebrigen, „es ist nicht gut, wenn der Andere immer ja oder nein sagt: das Pro und Contra, aber ehrlich und offen, führt zur Wahrheit." — Die Tafel dauerte nicht zu lange; wir gingen in's Freie, es kamen manche Besuche, die er nach der Begrüßung seinem Schwiegersohn und seinen Töchtern überließ, während er mit mir im Park umher-

wandelte und sein herrliches, das Gute, Rechte und Wahre so treu und warm liebende vaterländische Herz sich immer mehr öffnete.

„Welch ein treues, ehrenvolles Andenken bewahrte er so manchen schon heimgegangenen oder noch lebenden redlichen Mitkämpfern für die gute Sache; wie bescheiden sprach er von sich und seinem großen Wirken: „ja, der liebe Gott hat gar viele unserer Thorheiten und Verkehrtheiten und auch nicht wenig erbärmliches und schlechtes Beginnen ohne unser Verdienst zum Guten gewendet, nur ihm allein verdanken wir die Rettung!" — Da gab es sich kund, wie er auch noch im Alter und ohne dienstliche Verpflichtungen, nach allen Seiten hin, mit seinen weisen Erfahrungen und sonstigen Kräften dem allgemeinen Wohle wie den Interessen der Einzelnen nützlich zu sein fortwährend ernstlich bemüht war, wie er in den obern und untern Sphären vor so manchen falschen Maßnahmen gewarnt, von Mißgriffen nachdrücklich abgerathen, zur wechselseitigen Verständigung und zur brüderlichen Eintracht, die allein stark mache und nach innen und außen Achtung gebiete, ermahnt hatte. —

„An ihm hat es wahrlich nicht gelegen, wenn so manche bittere Lehre und theure Erfahrung dem Vaterlande nicht ist erspart worden, und viele der Herren am Bundestage würden dies besonders haben bestätigen können. — „Dort wird Vieles versäumt; die wahren, nicht die erlogenen und eingebildeten Zeitforderungen, die wohl zu unterscheiden sind, werden nicht gehörig erforcht, erkannt und beachtet. Das ist sehr übel; die schlimmen Folgen werden nicht ausbleiben — das so nöthige Vertrauen geht verloren, die bösen, schlauen Projectenmacher gewinnen auf die leichtgläubige Masse zu viel Einfluß; eine sehr verderbliche Begriffsverwirrung, eine geistige und moralische Verwilderung nehmen überhand; der naturgemäße, vernünftige Gang wird verlassen, die Menschen wollen klüger sein als der Schöpfer. Ich bin alt und hoffe, die neue babylonische Verwirrung nicht mehr mit ansehen zu müssen. Sie sind viel jünger als ich und werden wahrscheinlich noch gewaltige Stürme über uns

und andere Völker hereinbrechen sehen. Da thut es noth, mehr als je mit festem Gottvertrauen sich zu wappnen, um die rechte innere Stütze und Richtung nicht zu verlieren. Gott wird die Welt noch nicht untergehen lassen, aber die wohlverdiente Züchtigung kann und wird er in seiner weisen Gerechtigkeit nicht immer erlassen." —

„Es war ein echter apostolischer Geist, der aus ihm sprach; ich fühlte seine Nähe und hätte ihm fort und fort zuhören mögen, aber es war schon spät Abend geworden, ich mußte mich bei der übrigen Familie noch verabschieden. Herr von Stein selbst begleitete mich noch bis zur Pforte, drückte mir noch einmal recht fest die Hand, und: „Gott behüte Sie und all' die lieben Ihrigen, die Sie bestens von mir grüßen werden!“ — waren seine letzten Worte.

„Ich sah ihn nicht wieder, aber sein ganzes Sein und Wesen, sein hehres Bild werden nimmer aus meinem Gedächtnisse verschwinden.“

Nachdem wir so den äußern Gang des Lebens unseres Selben in den Jahren der mächtig werdenden Reaction dargestellt, bleibt uns übrig, eine Auslese von Urtheilen über wichtige Fragen der Zeit aus seinen Briefen zu geben, bei welcher wir uns jedoch nicht auf die in diesem Capitel vorgeführten Lebensjahre beschränken.

In den Tagen der Drangsal, als die Fürsten das Volk zur Hülfe gegen den fremden Zwingherrn riefen, und das Volk Gut und Blut für die Fürsten einsetzte, hatten diese dem Volke Verheißungen gegeben, die nun, nachdem der Friede wieder eingelehrt war, erfüllt werden mußten. Man suchte das Volk hinzuhalten. Wie Stein über dies Verfahren dachte, zeigt am besten ein Brief, den er am 2. Januar an Eichhorn schrieb:

„Herr Dr. Schlosser wird E. H. dieses Schreiben überreichen, und Ihnen von unseren ständischen Angelegenheiten sprechen, gegen deren Erfolg einheimische und ausländische Widersacher sich vereinigen. Diese erröthen nicht, mit der frechsten Cham-

losigkeit die Grundsätze des empörendsten Machiavellismus auszusprechen und zu verbreiten; die Bundesacte, sagen sie, verspricht zwar denen Ländern Landstände, aber die Bestimmung des Zeitpunktes und der Art überläßt sie der Weisheit, d. h. der Willkür der Regierungen, denen Unterthanen steht nur ein Erwartungsrecht zu, der Bund hat keine Befugniß, sie zu schützen, vielmehr ist er verpflichtet, wenn Unruhen entstehen, sie zu unterdrücken, ohne sich um die *merita causae*, um den Grund der Beschwerden zu bekümmern.

„Diese Grundsätze sprechen Fürst Metternich und Graf Reichenberg aus, sie dienen zum Leitfaden des Benehmens der österreichischen und bayerischen Gesandten am Bund und an den deutschen Höfen; man versichert, Preußen und Hannover werden sich gleichfalls dazu bekennen.

„Ich will es nicht untersuchen, ob ein Cabinet überhaupt und das österreichische insbesondere würdig und klug handle, zu solchen Sophistereien seine Zuflucht zu nehmen, aber standhaft und unablässig werde ich behaupten, daß sie für Preußen unanwendbar und durchaus verderblich sind.

„Preußen ist ein protestantischer Staat, in welchem sich seit zwei Jahrhunderten ein großes vielseitiges Leben, ein Geist der freien Unterjochung entwickelt hat, der sich weder unterdrücken noch durch Gaukelspiele irre leiten läßt. Auch den Dümmlsten im Volke wird man nicht glauben machen, daß es von dem Willen des Fürsten abhängt, ob, wann und wie er eine übernommene Verbindlichkeit erfülle . . .

„Es sind ferner in Preußen von einem tapferen, ritterlichen, frommen und treuen König eine Folge von Zusagen ertheilt worden, denen man auf das schändeste widersprechen würde, wenn man sich zu einem solchen Gewebe von Sophismen bekannte. Im Jahre 1815 versprach der König förmlich und öffentlich, seinem Volke eine repräsentative Verfassung zu geben, der Staatskanzler wiederholte es in allen seinen, den verschiedenen Provinzialständen auf ihre Beschwerden gegebenen Antworten. Neue Erwartungen wurden erregt, als man im Staatsrath ein

eigenes Comité über ständische Angelegenheiten errichtete, in den Provinzen sie den Oberpräsidenten übertrug, drei Minister herumsandte, um in den verschiedenen Theilen der Monarchie die öffentliche Meinung zu erforschen, Materialien über Vergangenheit und Gegenwart zu sammeln: und es sollten alle diese Zusagen, ein bloßes Gaukelspiel sein, alle Erwartungen betrogen werden?

„In welchem Grad würde aber nicht der Unwille des Volks gereizt und gesteigert, die moralische Kraft des preussischen Staats gelähmt, die seine Untergeordnetheit an physischer Kraft gegen die Nachbarstaaten, so aus seinem wenigern Reichthum und Volkszahl und seinem Unzusammenhang entsteht, ersetzen soll! Auf dieser moralischen Kraft kann nur unser Vertheidigungs- und Finanzsystem beruhen; diejenige Bereitwilligkeit zu großen Opfern, welche beide im Krieg erfordern, kann nur aus dem Gemeingeist entstehen, der da allein Wurzel schlägt, wo eine Theilnahme am Gemeinwesen Statt findet.“

Daß eine solche Theilnahme durch ausschließliche Beamtenverwaltung nicht erzielt werden könne, beweist er aus den Unvollkommenheiten derselben: Kostbarkeit, Einseitigkeit, Lähmung der Unterbehörden durch die unvermeidliche Abhängigkeit von den obern, Veränderlichkeit in dem Systeme der Verwaltung, Vernichtung des Gemeingeistes, Widerspruch in den militärischen und bürgerlichen Institutionen (indem jene, die Landwehr, den Gemeingeist voraussetzen, unterdrücken ihn diese). Dann fährt er fort:

„Ist man zur Errichtung repräsentativer Institutionen entschlossen, so fragt sich: welche Form will man ihnen geben, zu welcher Zeit will man sie in das Leben bringen?“

„Den gegenwärtigen Moment hält man für unpassend, weil die Gemüther lebhaft aufgeregter sind; man will einen ruhigeren abwarten — werden aber die Gemüther beruhigt, wenn man gerechte, auf Bundesacte, Edicte und mannigfaltige Verheißungen gegründete Erwartungen täuscht, oder mit ihrer Erfüllung zögert? wenn man einem treuen, besonnenen, tapfern, milden Volk,

das in denen Jahren 1806—1812 den schmachlichsten Druck gebuldet und im Jahre 1813—1815 die Fesseln mit Heldemuth zerbrochen und dem Thron den alten Glanz wieder errungen, wenn man diesem Volk mißtrauend eine Verfassung vorenthält, in deren Genuß seine Umgebungen, Franzosen, Polen, Schweden, Belgier, sind?

„Sind gleich die Gemüther bewegt, so sind doch nirgends die Gesetze beleidigt, die Schranken der Ordnung durchbrochen.“

„Die demokratischen und verwerflichen Grundsätze einiger unserer Gelehrten können nur insofern verderbliche Folgen haben, als man die dem Volk gegebenen Zusagen unerfüllt läßt, und diese Folgen werden sich weniger äußern durch anarchischen Widerstand gegen die Regierungen, als durch den ihre Kraft lähmenden Unwillen, wenn man sie in gefährlichen Zeiten zu großen Anstrengungen und Opfern jeder Art auffordert.“

„Was nun die Form anbetrifft, die für die Verfassung gewählt werden soll, so kann man sich entweder entschließen, ganz neue zu erschaffen, oder die alten, einen geschichtlichen Grund habenden, mit zeitgemäßen Aenderungen wieder herzustellen — und dieser letztere Weg ist der einfachere, leichtere. Er ist ein Uebergang, keine Umwälzung, er stützt sich auf Erinnerungen, auf das Bekannte, er beseitigt die metapolitischen weitführenden Fragen, mit denen sich unsere unpraktischen Gelehrten und Pamphletisten beschäftigen, und gleichfalls die durch den Lauf der Zeit unerträglich gewordenen Mängel der alten Verfassungen, Steuerfreiheit und fehlerhafte Repräsentation.“

Mit solchen Gesinnungen und Ueberzeugungen nahm Stein an Allem mittelbaren oder unmittelbaren Antheil, was in den Jahren nach den Befreiungskriegen auf dem Gebiete der Verfassung geschah, in Kurhessen, Württemberg, Baden, Frankfurt, Hannover, Nassau, Preußen. Mit dem Verfassungskampf in Württemberg stand er durch Cotta und den Grafen Waldeck in heilsamer Verbindung. Für die badische Verfassungsangelegenheit entwarf Stein eine Denkschrift, in welcher er die Nothwendigkeit zweier Kammern auseinandersetzte. „Diejenigen,

die nur eine Kammer vorschlagen", heißt es darin, „wollen Alles nivelliren, den Nachkommen der Zähringer, den Fürst Fürstenberg, gleichsetzen dem Emporkömmling von gestern; sie wollen Alles verwirren, Alles democratisiren, sie vergessen, daß das Land, dem sie eine Verfassung geben wollen, die Geschlechter, die sie zu unterdrücken, die Stände, die sie durcheinander zu mischen die Absicht haben, eine Geschichte besitzen, die tief in ihrem Gedächtniß eingepägt ist.“ Zum Schluß: „Der Geschlechts- und Güteradel ist in Deutschland einmal vorhanden, ihm geben Geburt, Vermögen, dem Vaterland in der Vergangenheit und in der Gegenwart geleistete Dienste Ansehen und eine höhere Stellung in der öffentlichen Meinung, ihm muß daher auch eine ausgezeichnete Stelle in der Staatsverfassung angewiesen werden. Will man ihn nivelliren, ihm einen Platz bestimmen, der seine Gefühle kränkt, so wird er sich aller Theilnahme an denen öffentlichen Geschäften entziehen, dem Genuß oder für die häuslichen Verhältnisse leben, und sein Beispiel von Zurückgezogenheit wird nachtheilig auf die Volksmasse wirken.

„Das kurze Resultat dieser Betrachtungen ist: daß die Institution der Herren-Kammer aus der Geschichte der Nation, von ihren frühesten Anfängen her, hervorgeht, der Stände-Versammlung Würde und Stetigkeit, dem Regenten Sicherheit verschafft und als vermittelnde Anstalt zwischen Regierung und Volk dasteht und wohlthätig wirkt. Die Bestandtheile dieser Kammer lassen sich im Großherzogthum Baden leicht auffinden; es sind die Mediatisirten, die hohe Geistlichkeit, die angesehensten und reichsten Gutbesitzer aus dem Adel, — dem weniger begüterten gebe man eine Anzahl Curiatstimmen, — endlich die beiden Universitäten.“

Stein machte durch sein eigenes Verhalten der hohen Stellung, die er dem Adel im Staatsganzen anwies, Ehre. Zunächst ward er in Nassau Anwalt des Volks gegen die Willkür des fürstlichen Ministers, der auf die schlimmste Weise das Land

zu seinen Zwecken ausbeutete und seine Rechte und Freiheiten mit Füßen trat. Er verband sich mit anderen Gliedern des nassauischen Adels zu Vorstellungen, Protesten, öffentlichem Zeugniß und war unermüdet thätig, dem Lande die Verfassung zu schaffen, die ihm verheißen war. In einem Briefe an die verwittwete Fürstin Anhalt-Vernburg-Schaumburg, die tapfer mit ihm gegen die Willkür kämpfte, heißt es: „Das erstere (das Edict über die Aemter) verbindet auf eine unnatürliche Art Polizei und Rechtspflege, beide leitet der Richter von 10,000 Seelen, er soll conscribiren, Wasserbau, Wegebau, Sanitäts-Anstalten, Erziehungs-Anstalten, Communal-Haushalt, Forst-, Fabriken-, Commercial-, Paß-Polizei u. s. w. aufsehen und leiten, controliren und zugleich Justiz verwalten, — welcher Unsin!" — In einem späteren Briefe: „Wir leben allerdings in einem Zustande der politischen Gährung; sie läßt sich nicht unterdrücken, wohl aber zum Guten leiten, wenn die Regierungen sie leiten, die billigen Forderungen der Völker berücksichtigen und befriedigen — hätte der römische Hof im 16. Jahrhundert dieses in Ansehung der religiösen Ideen gethan, hätte er selbst reformirt, so hätten wir keine die Einheit der Kirche zerstörende Reformation gehabt.

„Festes Anhalten an Recht und Wahrheit scheint mir die beste Politik und im gegenwärtigen Fall sind die Forderungen der Deutschen, an der Stelle der Reichsverfassung eine Landesverfassung zu erhalten, auf beides gegründet. Denjenigen Fürsten, die mit Vertrauen und Geradheit ihren Ständen entgegengegangen und nicht durch ihr früheres Betragen bittere und gehässige Gefinnungen verursacht, ist es gelungen, ihre Verfassung mit Ruhe und ohne Widerspruch zu bilden, z. B. Weimar, Hannover.“

Zu Neujahr 1818 ward endlich die nassauische Ständeversammlung zusammenberufen. Stein ging nach Wiesbaden. Als er aber den Eid ablegen sollte nicht nur als Landstand und Gutseigentümer, sondern auch als nassauischer Unterthan, reiste er wieder ab, denn er sah sich nur als preussischen Unterthan an.

Als solcher hat er denn an der Entwicklung des ständischen Wesens in Preußen einen ausgezeichneten Antheil genommen. Zu dem westphälischen Adel gehörend, hat er unter seinen Standesgenossen eine Vereinigung gestiftet, die Erneuerung der Provinzialstände, die Einrichtung von Reichsständen mit allen Kräften zu fördern. Er selbst war für diesen Zweck durch Reisen, Briefwechsel, Abfassung von Denkschriften, Sendung von Deputationen unermüdblich thätig.

Er wünschte eine ganz Preußen umfassende Verfassung. Am 20. August 1816 schrieb er in einer Beurtheilung der Verordnung über die Oberpräsidien: „Die Bildung einer Staatsverfassung halte ich für den preußischen Staat eine ohnerläßliche Bedingung seiner Erhaltung und Entwicklung. Ihm fehlt geographische Einheit, Volks-Einheit, denn es besteht aus reinen Slaven, aus germanisirten Slaven, aus Sachsen, aus Franken — Religions-Einheit, denn $\frac{2}{3}$ seiner Bevölkerung sind Katholiken — und diesen Mängeln kann nur durch Bildung eines Vereinigungspunktes für alle diese fremdartigen Theile abgeholfen werden, einer National-Anstalt, wo Alle zusammentreten und über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten sich berathen. Dann erst werden die Gesetze Achtung und Ehrfurcht erhalten, und man wird nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sein, daß die Gesetzgebung denen Händen ungeschickter, dummdreister ökonomisch-politischer Empiriker und Abentheurer anvertraut ist.

„Eine Nation, wie die deutsche, die durch ihre ganze Geschichte den Charakter der Besonnenheit und der Treue behauptet, die ihn in den letzten Jahren auf eine so glänzende Art bewiesen und ungeheure Opfer gebracht, um das Joch zu zerbrechen, das der Unverstand der Regenten ihnen zugezogen, diese verdient nicht den Verdacht, daß sie das ihr bewiesene Vertrauen mit Undank, Untreue und Aufruhr erwidern werde.

„Soll eine Verfassung gebildet werden, so muß sie geschichtlich sein, wir müssen sie nicht erfinden, wir müssen sie erneuern, ihre Elemente in den ersten Zeiten der Entstehung unseres

Volktes aufsuchen — und aus diesen sie entwickeln. . . . Es ist ein sonderbarer Widerspruch, in den die verfallen, welche der Meinung sind, der Deutsche sei noch nicht reif zu einer Verfassung, da sie doch nicht verlegen sind, die Behörden zu bilden, denen die Gesetzgebung und Staats-Verwaltung anzuvertrauen; finden sich Menschen, zu Staatsbeamten in hinlänglicher Menge, warum jollen sich dann nicht Menschen zu Abgeordneten in einer Stände-Verammlung finden?! . . .

„Provinzialstände sind Theile einer Staatsverfassung . . .“

Entschieden spricht er sich gegen Stände mit bloß berathenden Stimmen aus: „Dann würde die ständische Behörde ein bloßer Erhaltungssenat, senat conservateur, eine Art von politischem Cassationshof, unbequem für die Regierung, wenig nützlich dem Volk, da ihr Beruf nur negativ ist.“ „Einer Verammlung, die auf das Rathgeben beschränkt ist, fehlt es an Selbstständigkeit und an Würde — in ihrem Ansehen wird daher die Regierung, wenn auch der gegebene Rath der genommenen Maßregel beifällig ist, in der öffentlichen Meinung nicht die kräftige Stütze finden, die sie in der freiwilligen Zustimmung eines selbstständigen repräsentativen Körpers findet. . . . Die rathgebende Verammlung wird ferner geneigt sein, nach Maßgabe der von außen einwirkenden Umstände entweder mit Lauigkeit zu handeln, oder sich allen Verirrungen im Tadeln und Vorschlagen zu überlassen, welchen sie sich ohne allen Nachtheil für das Ganze muthwillig überlassen darf, da sie für die auf ihre Berathung genommenen Beschlüsse nicht verantwortlich ist. . . . Mit einem Wort, ein berathender ständischer Körper ist entweder eine innere Masse, oder ein turbulenter Haufe, der in das Blaue hineinschwächt, ohne Würde, ohne Achtung; er wird Niemanden befriedigen und vom In- und Ausland einstimmig getadelt werden.“

Stein's historischer Sinn war aller modernen Verfassungsmacherei entschieden abgeneigt. Er schreibt an den Kammerpräsidenten von Höbel: „Sie werden in den öffentlichen Blättern die zur Unterschrift circulirende Bittschrift an den Bund gelesen haben,

unbekannte, unberufene Bitte, von Unbekannten, Unberufenen geleitet, daß das Volk vertragsweise zur Vollziehung des Art. 13. u. s. w. zugezogen werde.

„Es soll also ein neuer *contrat social* geschlossen werden, gleich als wären wir eine neulich eingewanderte Colonie. Man nennt als Führer und Leiter Herrn Professor Martin, den Verfasser des neuen rheinischen Mercur, Herrn von Hornthal in Bamberg, einen getauften Juden und Güter-Mäkler, die Herren Fries und Oken — unter ihren Fahnen ist man also aufgefordert, sich zu sammeln. Ich habe allen Personen, mit denen ich in Beziehung stehe, abgerathen, daran Theil zu nehmen.“ An Arndt: „Die wahren Widersacher der guten Sache sind das Beamtenheer. Diese wünschen, gut besoldet mit Bequemlichkeit durch *pensions pragmatiques* für das Leben gesichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; sie ahnen es, daß durch eine Repräsentativverfassung für sie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Schein-Verantwortlichkeit wie jetzt, gegen ihre 70 Meilen entfernten überladenen Oberen vorhanden sein wird und daß ihre Zahl sich verringern muß. Statt nun die aus diesem Zustande der Dinge entstehenden Hindernisse zu beseitigen, spricht man gegen die Aristokraten, die ohne wahren Einfluß sind, und predigt den reinen Demokratismus, begehrt Narrheiten, wie die ... (Fries?), Oken und Jahn, und gibt den Widersachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürsten gehässig zu machen.

„So gehen wir blind in der Irre und hegen uns auf die tollste Art gegen einander; der Eine will das Volk in einen großen Brei auflösen, alle Gliederungen und Absonderungen zerstören, der Andere will die Bauern in Tagelöhner, die Bürger in patentisirte Pflücker, und das Ganze in ein Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen, phantastischen Gelehrten verwandeln u. s. w. . . .

„Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasten, als den gemiethten

Vertheidigern der fürstlichen Willkür widersehen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgegengesetzten Absichten, die Einen, um alle Versuche, eine repräsentative Verfassung zu bilden, zu vereiteln, die Andern, um eine unhaltbare in's Leben zu bringen. . . .

„Diese Stände müssen neben einander bestehen, nicht durcheinander gemengt, ein Geschlechts- und Güter-Adel, kein Dienst-Brief-Adel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbestand, ein ehrfamer, freier Bauernstand, kein Tagelöhnergesindel: und so steht der alte, durch den Lauf der Zeiten geschwächte Stand der Freien wieder da, erscheint in der Gemeinde, am Amts- oder Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Berathen und Beschließen, und greift in gemeinsamer Noth zu Wehr und Waffen. . . .

„Auf diese Art wird nicht alles zertrümmert und ein aus der Luft gegriffenes Gebäude ohne Festigkeit und Haltung aufgeführt.“

„Gott gebe seinen Segen und schütze sein frommes, mildes und tapferes deutsches Volk gegen Anarchie, Willkür, fremde Invasion.“

Ebenso schildert Stein, der immer des Volkes Selbstthätigkeit wünschte und förderte, die Verderblichkeit der Beamtenherrschaft in einem Briefe an Gagern vom 24. August 1821: „Aus allem diesem sehen Sie, meine theure Exc., daß ich nicht Vieles über die Zeitereignisse zu sagen weiß, als daß ich auf ihre unmittelbare Lenker wenig Vertrauen, dagegen ein ohnbedingtes auf die Vorsehung habe, daß ich selbst von einer für den preussischen Staat so nothwendigen, so wohlthätigen Verfassung nichts erwarte, der die nächsten Umgebungen des Königs, die Einflüsse des österreichischen Hofes entgegenwirken, und daß wir fernerhin von besoldeten, hochgelehrten, interessellosen, ohne Eigenthum seienden Bürolisten regiert werden — das geht, so lange es geht. Diese vier Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher geistlosen

Stein's Leben.

Regierungsmaschinen: besoldet, also Streben nach erhalten und vermehren der Besoldeten; buchgelehrt, also lebend in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; interessenlos, denn sie stehen mit keinen der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung, sie sind eine Kaste für sich, die Schreiberkaste; eigenthumslos, also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht, es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisire alle Bauern zu Tagelöhnern und substituire an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherren die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer — alles das kümmert sie nicht, — sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Thüren versehenen Bureau, unbekannt, unbemerkt, ohngerühmt, und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen an.

„Eine Maschinerie, die militärische, sah ich fallen 1806 den 14. October, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. October haben.“

Während er den abstracten, von den geschichtlichen Verhältnissen losgerissenen Beamtenstand in dieser Weise schilderte, wandte er den Ständen „des socialen Beharrens“, dem Adel und Bauernstande, seine besondere liebevolle Aufmerksamkeit zu.

Wie er über den Adel dachte, werden wir später ausführlicher darlegen. Ueber die Theilbarkeit des Bodens sagt er: „Von der Erhaltung der Bauernhöfe und der adligen Güter in Massen von verhältnismäßiger Größe hängt die Erhaltung eines tüchtigen Standes von Landbewohnern ab, auf welchem Wehrhaftigkeit, Sittlichkeit und Tüchtigkeit jeder Art beruht. Durch gränzenlose Theilbarkeit löst sich der Bauernstand in Tagelöhner, Gesindel, der Adel aus einem selbstständigen Güteradel in einen Dienst- und Hofadel auf.“ Später (Jan. 1822) in einem Briefe an den Grafen Spiegel: „Noch ist wegen Zerstückelns der Höfe in Westphalen nichts bestimmt, die gegen-

wärtige Generation der Hofesbesitzer sucht das Zerreißen der in einem Hofesverband stehenden Grundstücke zu vermeiden, und alle an dem Wohl der Provinz theilnehmenden Männer, die Majorität der Unbefangenen, halten das Zerplittern der Höfe für den ohnfehlbaren Weg zur Zerstörung des Wohlstandes und des sittlichen Werthes des achtbaren westphälischen Bauernstandes, und seine Verwandlung in kleine Kötter, die ein kümmerliches Leben im Kampf mit Nahrungsorgen, dem Druck der Abgaben und Schulden hinbringen, ohnfähig eines Gefühls von Selbstständigkeit und Standesehre. Man vergleiche den Besitzer des ungetheilten mittleren und großen Hofes in dem bedeutenden Theil von Deutschland, wo unsere Jacobinischen Bürolisten noch nicht ihre zerstörenden Grundsätze in das Leben gebracht, mit denen armen Teufeln, die man Bauern nennt, am Rhein, im Württembergischen, an der Lahn. — Das Zerstückeln der Höfe führt anfänglich zur Herabwürdigung des Bauernstandes in Kötter, dann zur Consolidation in große Gütermassen; die Armuth zwingt zu verkaufen, der Reiche, der Wucherer, der Jude kauft zusammen und läßt durch Tagelöhner bauen — dann haben wir eine geringe Zahl großer Güterbesitzer und eine große Masse Proletarier, wie in Italien, England, und was hieraus für öffentliche innere Ruhe entsetze, ist leicht vorherzusehen.“

Wichtig muß uns das Urtheil sein, welches Stein über die bald nach dem erlangten Frieden eingetretene Reaction, über die Wartburgfeier, die Ermordung Rogebue's, das politische Treiben der Studenten und Professoren einerseits und über Erscheinungen wie das Schmalz'sche Buch, die Verfolgungen der Demagogen, die Karlsbader Beschlüsse andererseits urtheilt.

Schon im Jahre 1816 schreibt er an Capodistria: „E. Excellenz werden, wie ich mir schmeichle, meine Briefe von . . . erhalten haben, und ich bitte Sie, jedenfalls mein Schweigen keinem andern Grunde zuzuschreiben, als der Trägheit des Alters und meiner Entmuthigung über die Angelegenheiten dieses armen Deutschlands: Alles beweist mir, daß nichts geschehen wird, daß weder die großen Höfe noch die kleinen eine Beschränkung des

Despotismus unserer kleinen Souveräne wollen. Man hört nicht auf die verständigen, gemäßigten Männer, welche als Gewähr der Reinheit ihrer Absichten ein vorwurfsfreies Betragen, Eigenthum, Geburt haben; den Ministern dieser Prinzlein ist es gelungen glauben zu machen, daß die, welche eine feste und gesetzmäßige Ordnung der Dinge fordern, Ruhestörer seien, die Throne und Altäre umstürzen wollten, daß es geheime Gesellschaften gebe, die ihre Verzweigungen über den ganzen Erdkreis verbreiten, daß man sie überwachen, sie durch die Bajonette im Zaume halten müsse u. s. w. u. s. w." An Spiegel aus Frankfurt am 11. Januar 1818: „Gleich methodisch bewegt sich der hiesige Bund, getanzt und dinirt wird sehr fleißig, man sucht den Art. 13. der Bundesacte hinwegzuspitzigiren, der große Mephistopheles in Wien lehrt, er gebe nur ein Erwartungsrecht denen Völkern, der Grundsatz stehe da; wann und wie er in das Leben treten solle, sei der Weisheit der Regierungen überlassen. Der durch die lautere Milch des Jesuitismus noch ungetrübte Menschenverstand läßt sich durch diese dialectische Fechterstreiche nicht irre leiten, steht mit Unwillen und Wehmuth die Erbitterung der Völker wachsen, den Einfluß des demokratischen Unsinns sich vermehren, den centralisirenden Bürokratism überall mehr eingreifen, die großen Angelegenheiten Deutschlands verwahrlost bleiben.“

Ueber die Wartburgsfeier schrieb er an den Weimarschen Minister von Gersdorff (10. Dec. 1817): „Ich stimme darin mit G. G. vollkommen überein, daß kein Grund war, die Versammlung der jungen Leute zu verhindern; sie hatte einen guten und edlen Zweck: vaterländische Gesinnungen zu beleben und zu unterhalten, dem läppischen Wesen der Landmannschaften abzuhelpfen — man hätte aber die jungen Leute entweder der Leitung ihres eigenen guten Verstandes und Ehrgefühls überlassen oder ihnen ein paar verständige, würdige, von ihnen geachtete Jenaische Professoren beordnen, nicht aber sie dem Einflusse von ein paar Thoren wie Fries und Oken überlassen sollen, von denen der eine durch mystischen, metapolitischen,

anarchischen Unsinn und der andere etwas feiner durch seine mündlich vorgetragene demokratische Scurrilitäten mehrere der jungen Gemüther aufregte und irre leitete!

„Die Pressfreiheit ist ein schätzbares Gut, aber noch hat sie in Weimar wenig Schätzbares zu Tage gefördert, und die Gleichheitsapostel, die Herren Luden, Martin, Oken, Wieland u. s. w., sind nicht zu Lehrern der Nation geeignet, sie tischen uns die schlechten Gerichte der französischen Demokraten auf, sie wollen Alles nivelliren und die ganze bürgerliche Gesellschaft in einen großen, auseinander geflossenen Brei auflösen. Pressfreiheit ist aber sehr verschieden von Lehrfreiheit, und nichts berechtigt den vom Staate berufenen ordentlichen Lehrer, Mord und Aufruhr und Zerstörung alles Alten und Herkömmlichen zu predigen, und ich würde Herrn Fries als einem ganz unreifen, hohlen, haltungslosen Schwäger den Lehrstuhl verbieten.“

Dann die Klage, daß der Hauptgrund der Gährung freilich in nicht erfüllten Verheißungen von Seiten der Regierungen liege: „sie lassen den rechtlosen Zustand, in dem wir seit 1806 leben, fort dauern und reizen und erhalten Unwillen und Erbitterung, sie stören die Entwicklung und Fortschritte des menschlichen Geistes und Charakters und sie bereiten denen Anarchisten den Weg zum allgemeinen Untergang.“

Ueber Sand schrieb Stein an Spiegel: „Sands Handlung ist eine Gräueltthat, wozu politischer Fanatismus einen sehr edlen, frommen, jungen Mann, welches er nach dem Zeugniß Aller ist, die ihn kennen, verleitet hat. Dieser politische Fanatismus ist aber erregt und irre geleitet durch die demokratischen Schwäger, die den Cathedraler und die Pressfreiheit in Jena u. s. w. mißbrauchen. — Der Staatsrechtslehrer soll nicht Lehren vortragen, die den Staat auflösen; der zum Religionslehrer einer geoffenbarten Religion Berufene soll sie nicht hinweg eregetisiren und an ihre Stelle einen hohlen Rationalismus setzen; thut er es, so mag er schreiben, er soll aber den Cathedraler verlassen und seine Stelle niederlegen. Wie kann es jedem Lehrer, er stehe auf der Kanzel oder auf dem Cathedraler, erlaubt werden, ohne

daß die heillose Verwirrung im Glauben und Leben entstehe, seine momentanen Meinungen und Ansichten vorzutragen!"

Als eine zweite That des politischen Fanatismus, der Angriff des Apothekers Böning auf das Leben des nassauischen Geheimraths Stell die Regierungen noch besorgter gemacht hatte und in Preußen die Ueberwachung der besten Männer, wie Gneisenau, die Untersuchung gegen Arndt, beide Welcker, Fahn, Reimer, Schleiermacher, Gruner begann, schrieb Stein an Görres unter Anderem: „Arndt kenne ich seit 1812; ich halte ihn für einen braven, christlichen, milden, verständigen, Welterfahrung und Menschenkenntniß besitzenden Mann, den ich so lange liebe und achte, bis man mir so klar wie das Sonnenlicht beweist, daß ich mich irre.“ Niebuhr schrieb bald darauf aus Rom: „Das Wartburgfest ist mir in der Seele eklärt gewesen, und von der sogenannten repräsentativen Regierung erwarte ich keinen Segen, wenn man nicht von der Einrichtung der Communen und der Abschaffung des Ministerial- und Officiantenregiments ausgeht. Die Schriften, welche die Freiheit predigen, sind mir größtentheils widerlich, und die es nicht, sind mir meistens sehr gering vorgekommen. Ich finde eben so viel Verkehrtheit im bürgerlichen Leben wie im Staat, und wenn sich unsere Sitten nicht ändern, wenn der Gang zum Müßiggang und der Zeitvergeudung nicht besiegt wird, so kann es nicht besser werden. Dem wüsten Lärmen und der verfluchten That des Sand haben wir die Einführung tyrannischer Maßregeln zu verdanken.....“

„Wenn eine heranwachsende Generation mit plumpem Dünkel aufgeblasen ist — und das ist die ungeheure Majorität unserer Jugend, videantur die seit ein Paar Jahren ankommenden Künstler — wenn Jeder über Alles grob und frech ab spricht und alles Bestehende, nur als zum Untergange verurtheilt, verächtlich betrachtet, so naht die Zeit, wo es unmöglich ist, daß nicht Alles zusammenstürze. Dem entgegenstellen kann sich nur eine weise und persönlich respectable Administration: ob es ihr gelingen könnte, ist mir sehr ungewiß, da schon so entsetzlich viel durch schlechtes Regiment verdorben worden. Man be-

schleunigt aber das Unglück, indem man bössartige Menschen mit edeln und würdigen Männern zusammenwirft und offenbar die letzten eigentlich mit viel mehr Haß verfolgt als jene. Wer bei solcher Gelegenheit tödtlich beleidigt ist, der kann dazu getrieben werden, wie Mr. Moore o' Donnell sagte, to shake hands with the devil, und dann wird es schrecklich.

„Setzt kann man nicht mehr sagen, daß die Beschuldigungen von Despotismus aus der Luft gegriffen wären: jetzt sind wirkliche Leidenschaften erregt, was bisher der Fall nicht, und daher die revolutionäre Secte noch immer ohnmächtig war.

„Gott helfe uns! Wir haben am Sonntage, und ich nicht ohne Thränen, die Litany gebetet, worin es heißt, daß Gott alle unschuldig Verfolgte und Gefangene befreien wolle. . . .“

„Bunsen und Schmieder grüßen. Der letzte entwickelt sich als Prediger immer vortrefflicher: er ist ein unschätzbarer Mensch.“

Nachdem die Karlsbader Beschlüsse gefaßt, die Freiheit der Universitäten gehemmt, die Mainzer Untersuchungscommission niedergesetzt war, schrieb Stein an seinen alten Freund Duwaroff in St. Petersburg über Deutschlands Lage am 30. Nov. 1820: „Die häuslichen Leiden überwältigen uns mehr, wenn die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes nichts als Gründe zur Unruhe und Betrübniß bieten. Die durch die Ereignisse eines Zeitraums von 27 Jahren hervorgebrachte Aufregung der Geister zeigte sich ohne Zweifel auf eine Weise, welche die Aufmerksamkeit der Regierungen erheischte; es bestand bei mehreren unserer Gelehrten eine revolutionäre und demokratische Richtung, sie mißbrauchten das Ansehen und die Mittel des Einflusses, die ihnen ihre Stellen gewährten, um unter die Jugend verkehrte Grundsätze zu verbreiten, und zettelten geheime Ränke an, um schädliche und gesetzwidrige Verbindungen zu erreichen. Es mußten daher diejenigen, welche sich dieser auflösenden Verbindungen schuldig gemacht, durch die Beauftragten der Regierung überwacht, durch die Gerichtsbehörden gesetzlich bestraft werden; aber weshalb beginnt man damit, die Gefahr auszusprechen und

zu vergrößern, weshalb zeigt man nicht die Vergehen, die Schuldigen an, zieht sie vor Gericht, weshalb greift man zu außerordentlichen Mitteln, wie das Untersuchungsgericht zu Mainz, welches dennoch nach den letzten halbamtlichen Erläuterungen des Oesterreichischen Beobachters nicht untersuchen soll, nicht richten soll? — Das heißt also seine Unregelmäßigkeit und seine Nutzlosigkeit eingestehen."

„Man unterwirft unsere Universitäten der despotischen Herrschaft eines an Ort und Stelle befindlichen Bevollmächtigten mit so unbeschränkter Gewalt, daß er sich selbst seine Unfähigkeit, sie auszuüben, eingestehen muß; man unterwirft seiner Aufsicht die Studenten wie die Professoren, man beraubt beide einer Unabhängigkeit, die jenen für die Entwicklung ihres Charakters und das Suchen der Wahrheit nothwendig ist; man schafft die väterliche Gerichtsbarkeit des academischen Senates ab, um an deren Stelle die rohe und trockene Verfahrensart eines Richtsmannes zu setzen, und alle diese Aenderungen in den wissenschaftlichen Einrichtungen gehen vor sich, die zahlreichen Classen der Gelehrten und der Jünglinge werden der Herrschaft der Verordnungen unterworfen, weil es theils schuldige, theils unvorsichtige oder überspannte Menschen giebt; man strafe die einen, führe die andern zurück, und schließe die unheilbaren aus und mache sie unschädlich.“ So kräftig und frei spricht sich Stein nach rechts und links, nach oben und unten aus. Wir werden nunmehr sehen, wie der ehrwürdige Greis noch einmal zum politischen Handeln berufen ward.

Neuntes Capitel.

Stein in den Jahren seiner letzten politischen Thätigkeit.

Wir finden Stein im August 1826 nach Kappenberg zurückgekehrt, wo er sich für den ersten westphälischen Landtag zu rüsten hatte. Durch eine königliche Cabinetsordre war ihm eine Virilstimme für seine Besitzungen Kappenberg und Scheda zugesagt. Auf der Wahlversammlung zu Dortmund ward er gewählt. Bald darauf ernannte ihn der König zum Landtagsmarschall. Stein hatte sich ernst auf den Landtag gerüstet und die Geschäftsordnung vorher entworfen. Am 29. October ward er nach vorhergegangenem Gottesdienste in dem königlichen Schlosse zu Münster durch den Landtags-Commissär, den Oberpräsidenten von Vincke, eröffnet. Dieser sprach unter Anderem sein Vertrauen auf die Würde, Weisheit und Einigkeit der Versammlung aus; dafür bürgte ihm seine nähere Bekanntschaft der meisten einzelnen Abgeordneten und die Wahl des Landtagsmarschalls, „des ehrwürdigen Mannes, welcher, kein Eingeborener dieser Provinz, was noch mehr gilt, durch innere Anhänglichkeit, durch Achtung und Liebe für ihre Bewohner aus freier Wahl der Ihrigen geworden ist, aus dessen früherer zwanzigjähriger amtlichen Wirksamkeit in dieser Provinz so manche gemeinnützige Einrichtungen noch jetzt wohlthätig fortwirken, die allgemeine Liebe und Verehrung ihm fest begründen und den höchsten Beweis des Vertrauens verdienen, welchen des Königs Majestät in dessen Berufung zur allgemeinen Freude bewiesen haben.“ Nachdem Vincke Stein die Propositionen übergeben hatte, erwiederte dieser: „Die erste Pflicht, wozu uns der gegenwärtige Augenblick auffordert, ist, Seiner Majestät dem König den allerunterthänigsten Dank darzubringen für das